

Sonntagsblatt

Der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B. J. Etienne · Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Haack, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 16

Wiesbaden, den 20. Juli 1919

37. Jahrgang

Kirchl. Bodentalender

Sonntag, 20. Juli:	Hieronymus Emilian.
Montag, 21. Juli:	Praxedis
Dienstag, 22. Juli:	Maria Magdalena
Mittwoch, 23. Juli:	Apollinaris
Donnerstag, 24. Juli:	Christina
Freitag, 25. Juli:	Johannes
Sonntag, 26. Juli:	Anna

Sechster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium des hl. Marcus 8, 1-9

In jener Zeit, als viel Volk beisammen war und es nichts zu essen hatte, rief Jesus seine Jünger zusammen und sprach zu ihnen: Mich erbarmt das Volk; denn schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie ungespeist nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verschmachten; denn einige von ihnen sind weit hergekommen. Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird jemand hier in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen? Und er fragte sie: Wie viele Brote habet ihr?

Si: sprachen: Sieben. Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten; und sie legten dem Volke vor. Sie hatten auch einige Fischelein, und er segnete auch diese und ließ sie vorlegen. Und sie aßen und wurden satt; und von den Stücklein, die übriggeblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf. Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei Viertausend; und er entließ sie.

Die Franziskanermissionen

(Fortsetzung.)

Wurden wir uns nun nach der westlichen Erdhälfte, nach Nord-, Mittel- und Südamerika, so setzte die Missionierung sofort ein, nachdem Columbus seine große Entdeckung gemacht hatte. Bei der zweiten Entdeckungsfahrt im Jahre 1493 wurden Missionäre mitgenommen, darunter zwei belgische Franziskanerbrüder, Johann de la Deledeuille und Johann Cosin. Sie bemühten sich fünf Jahre lang, die Sprache zu lernen und Unterricht zu geben. Von 1500 ab folgten dann beständig neue Sendungen von Missionären nach den Antillen, die mit großem Erfolg tätig waren und immer wieder neue Missionäre erforderlich. Im Jahre 1526 bevollmächtigte der Papst den Kaiser Karl V., 120 Franziskaner, 70 Dominikaner und zehn Hieronymiten nach Amerika zu schicken, nötigenfalls selbst gegen den Willen der Ordensobern. Es wurden nur spanische Missionäre geschickt, andere Nationen waren ausgeschlossen.

Bereits 1504 wurde die kirchliche Umkreisung der Dörfer vorgenommen. Der erste Bischof war der Franziskaner Garcia de Badilla. Auch in zahlreichen anderen Dörfern eröffneten die Franziskaner die Reihe der Bischöfe.

Von den westindischen Inseln aus kamen im Jahre 1519 zwei Franziskaner als Feldkapläne nach Mexiko. Als das Land erobert war, schickte Kaiser Karl V. auf Bitten des Statthalters drei belgische Minoriten nach Mexiko, darunter den Landbruder Petrus von Gent. Dieser wirkte 40 Jahre im Lande. Er verstand es, das Volk so an sich zu fesseln, daß der zweite Erzbischof des Landes zu sagen pflegte: „Nicht ich bin der Erzbischof, sondern der Landbruder Petrus von Gent.“ Trotz der Ansforderung des Papstes, des Kaisers und des Ordensgenerals, doch Priester zu werden, lehnte er beharrlich die Priesterweihe ab und beschäftigte sich, den Kindern im Lesen und Schreiben, in Musik und Handwerk Unterricht zu geben, Hunderte von Kirchen und Schulen zu bauen und die Eingeborenen zum Empfang der Sacramente vorzubereiten. Seine Pflegebefohlenen vergaltten seine Hingabe mit der rührendsten Liebe und Anhänglichkeit. Noch lange nach seinem Tode, der im Jahre 1562 eintrat, lebte sein Andenken fort, und fast in jedem Dorf fand sich ein Bild vom lieben

Bruder, der ein so warmes Herz für die unglücklichen Bedrängten gehabt hatte.

Wie fast überall erschwerten auch in den neu entdeckten Ländern Amerikas die Eroberer und die eingewanderten Kolonisten durch ihre religionslosen Grundzüge und ihr lasterhaftes

Unterwegs.

Ge) ich auf den lauten Straßen
Durch des Tages wirr Gedraus,
O wie hehr ich dann so gerne
Ein im stillen Gotteshaus.

Fern dem wüsten Lärm des Marktes
Und der Menschen Eiß und Irig
Nimmt die heimwehbranke Seele
Himmelwärts der Sehnsucht Flug.

Und die düstern Sorgen schwinden,
Alles Erdenweh vergeht,
Von dem Herzen löst befeel'gend
Innig sich ein kurz Gebet.

So gestärkt mit süßem Troste
Folg ich weiter meiner Pflicht —
Und voran auf allen Pfaden
Strahlt mir hell des Glaubens Licht.

Anton Adlig.

leben die Missionierung. Die spanischen Eroberer wünschten die Indianer möglichst in Unwissenheit und Unkultur zu erhalten, um so leichter ihr Bedrückungssystem aufrecht erhalten zu können. Die Minoriten traten dessen

ungeachtet kräftig für die soziale Besserung der Indianer ein. Der Minorit Johann Summaraga, erster Erzbischof von Mexiko, erntete durch seine Sorge für die Unglücklichen den Ehrentitel: „Protector der Indianer.“ Er führte die rechte Dürkerel in Mexiko ein. Bei seinem Tode offenbarte sich in großartiger Weise die Liebe und Anhänglichkeit der Indianer. Hier und da empörien sich die Indianer gegen die Einführung des Christentums, ja, es floß sogar Mactherblut. Die Erklärung ist darin zu finden, daß sie glaubten, mit der neuen Religion werde ihnen zugleich die Sklaverei gebracht, was ja nicht selten zutraf. Wo die Indianer aber sahen, daß die Missionäre in selbstloser aufopfernder Weise tätig waren, zeigten sie einen Eifer und Eifer in der Betätigung des religiösen Lebens, daß man glaubte, die Zeiten des ersten Christentums seien zurückgekehrt. Sie brachten oft große Opfer, um ihre Freunde in der Nähe zu behalten, um so mehr, da sie an ihnen auch die besten Vorker in Krankheiten, besonders zur Pestzeit, hatten.

Die mittelamerikanischen Staaten boten durch ihre mannigfachen, ganz abweichenden Sprachen enorme Schwierigkeiten, die von den Minoriten aber überwunden wurden. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde in Guatemala ein Kolleg errichtet zur Veranblichung eines einheimischen Klerus.

Südamerika wurde vom Norden her missioniert. Im 1510 kamen die ersten Minoriten nach Kolumbien. Die übrigen Staaten wurden nach und nach erschlossen. Die spanischen Eroberer hinderten durch ihre Grausamkeit und ihren Goldgier sehr oft die Erfolge, ja, riefen hier und da blutige Vergeltung an den Missionären hervor. Gleichwohl machte die Christianisierung mit der Zeit Fortschritte und ein Bistum nach dem anderen wurde errichtet. Einige Gebiete traten die Franziskaner im Anfange des 18. Jahrhunderts den Jesuiten ab. Die Minoriten lehrten aber wieder dorthin zurück, als die Jesuiten durch die bekannte jesuitenfeindliche Befehlgebung in Spanien und Portugal aus ganz Amerika vertrieben wurden. Auch in Südamerika machten die Minoriten Versuche mit den Reduktionen, wie sie die Jesuiten so erfolgreich in Paraguay unternommen hatten.

In den weiten Gebieten der brasilianischen Staaten landeten bereits im Jahre 1500 mit dem Entdecker Cabral eine Anzahl Franziskaner. Ihre Tätigkeit war vielfach behindert. Erst seit 1549 läßt sich durch die Zuziele großer Scharen von Missionären aus verschiedenen Orden ein Erfolg verzeichnen. Einzelne Missionäre verdienen durch ihre kühnen Streifzüge in noch unbekannte und unerforschte Gebiete die Bewunderung der wissenschaftlichen Welt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts legten die Franziskaner neue Reduktionen der Indianer am Rio Negro an. Am unteren Amazonas besitzen sie eine vielversprechende Missionsstation in Santarem.

Im Jahre 1527 kamen mit einer Expedition die ersten Franziskanermissionäre nach Florida in Nordamerika. Es waren die ersten Missionäre auf dem Boden der Vereinigten Staaten. Im Jahre 1565 wurde St. Augustin, die erste von Europäern erbaute Stadt in den Vereinigten Staaten, im Beisein von elf Franziskanern gegründet. 1597 brach indessen ein Aufstand aus, dem mehrere Minoriten zum Opfer fielen (die Märtyrer von Florida), darunter Rodrigo, den die Wilden auf seine Bitten noch zuerst das hl. Mesopfer darbringen ließen, ehe sie ihn erschlugen. Nachdem der angerichtete Schaden wieder gut gemacht war, entstand rasch eine Menge Indianerhöcker über ganz Florida. Leichter erregte der blühende Stand dieser Reduktionen die Habgier der englischen Freibeuter aus Carolina, die während des 17. und 18. Jahrhunderts wiederholt in das Gebiet einfielen, die Indianer vertrieben oder als Sklaven verkauften, die Missionäre niedermachten und ihre Missionen zerstörten. Es ist kein Wunder, wenn von da ab jene Indianer einen unauslöschlichen Haß gegen diese Kulturträger in sich aufnahmen. Als dann im Jahre 1763 das Land an England überging, trat die englische Hochkirche an Stelle der katholischen Missionen, und das Mutterkloster St. Helena, von dem aus sich das Christentum über die Halbinsel ausgebreitet hatte, wurde in eine Kaserne umgewandelt.

Von Mexiko aus drangen die Franziskaner immer weiter nach Norden vor. Die Gebiete waren dicht bevölkert, meist von wilden, teilweise dem Kannibalismus ergebenden Stämmen, ein sehr schwieriges Feld für die Missionäre, nur zu oft getränkt mit ihrem Blute. Die Missionäre auf den vorgeschobenen Posten hatten kaum zu leben. Wenn sie von Zeit zu Zeit in die Missionsmutterhäuser zurückkamen, waren sie halb nackt und so heruntergekommen, daß sie kaum mehr auf den Füßen stehen konnten. Trotz dieses Heroismus und trotz der Schalen und Krankenhäuser, die in den Hauptstationen errichtet wurden, um die Indianer anzulocken, waren die Erfolge nur gering. Schuld daran trugen teils die ewigen Feindseligkeiten der Stämme untereinander, denen Missionäre und Missionen häufig zum Opfer fielen, teils auch die Gewalttätigkeiten der Ansiedler, die immer wieder den Haß gegen die Fremdenherrschaft wie gegen das Christentum wachriefen.

Viel erfolgreicher waren die Missionen der Franziskanerbrüder in Neu-Mexiko. Die Franziskaner hatten das Land im Jahre 1539 entdeckt und waren von den Pueblo-Indianern wie vom Himmel gefallene Wesen aufgenommen worden. Als die Kunde davon nach Mexiko gekommen, versprach man, so wie es die Priester verlangten, dort keine Eroberungen zu machen, sondern nur das Evangelium verkünden zu lassen, wie es die Apostel getan. Aber es waren nur schöne Versprechungen. Der Goldgier und der Machtgier war stärker als die Forderungen der Vernunft und des Christentums. Der Gouverneur entsandte eine Expedition, der sich mehrere Franziskaner angeschlossen. Die Soldaten lehrten aber bald um, als sie ihre Erwartungen nicht erfüllt sahen, nur die Franziskaner blieben und setzten ihre Arbeiten fort, bis ein blutiger Tod ihrem Wirken ein Ende

machte. Andere kamen und begannen von neuem. Die Erfolge blieben denn auch nicht aus. Bis zum Jahre 1630 waren gegen 80 000 Eingeborene getauft und vier Kirchen erbaut. Die Missionäre führten Ackerbau, Viehzucht und Handwerke ein, legten Wasserleitungen an, unterrichteten die Kinder in den Elementarfächern und in Musik, gaben Bücher in der Volkssprache heraus, kurz es herrschte ein blühendes Missionsleben. Durch den furchtbaren Muffstand des Jahres 1680, dem später noch einige folgten, wurde aber die Friedensarbeit schwer geschädigt. Viele Missionäre fanden dabei den Tod, aber ihr Blut ward der Samen für neue Christen. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts arbeiteten frische Truppen von Minoriten am Wiederaufbau des zerstörten als die einzigen Geistlichen des Landes. 200 Jahre lang hatte man dort überhaupt kein anderes Priesterkleid gesehen, als den Habit des hl. Franz. Ueber den Zustand der Reduktionen im Jahre 1748 äußerte sich ein amerikanischer Reisender: „Die Indianer sind gut gelichtet und leben im Frieden und Ueberfluß. Die Kirchengebäude, aufgeführt unter der Leitung der Franziskaner, können mit denen Europas wetteifern, und in religiöser Hinsicht stehen die Neu-Mexikaner nicht hinter den spanischen Nachbarn zurück.“

Nachdem dort die Franziskaner infolge der politischen Revolution die Mission aufgeben mußten, blieben die Pueblo-Indianer ihren katholischen Grundätzen treu. Noch im Jahre 1854 stellte ihnen die Regierung das Zeugnis aus, daß sie fromm, fleißig und gut unterrichtet seien. In neuerer Zeit haben die Minoriten der Provinz Cincinnati die Seelsorge unter ihnen übernommen, um das zu vervollständigen, was ihre Mitbrüder in den vergangenen Jahrhunderten begonnen haben. Bp.



Die hl. Pelagia, Märtyrin, 3. Jahrhundert

Kurz, aber vielsagend ist die Lebensgeschichte dieser Märtyrerin. Sie war ein Mädchen von fünfzehn Jahren, von vornehmer Herkunft in Antichia, als die Soldaten plötzlich in ihr Haus drangen, um sie wegen ihres christlichen Glaubens vor Gericht zu schleppen. Zugleich kündigten sie ihr an, wenn sie nicht ihrem Glauben abschwöre, werde sie gewaltsam um ihre Keuschheit gebracht werden. Sie überlegte, was sie tun sollte. Dann faßte sie schnell einen Entschluß. Sie bat die Soldaten, ihr zu gestatten, sich für den Gang zum Richter umzukleiden. Sie tat es nach ihrem Willen. Nun ging die Jungfrau in ihr Zimmer, warf sich auf ihr Angesicht und rang in heißem Gebete mit Gott. Dann stieg sie auf die Höhe des Hauses und stürzte sich hinab, wo sie mit zerschmetterten Gliedern liegen blieb.

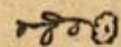
Was das nicht Selbstmord und also schwer sündhaft? Oder ist es erlaubt, sich das Leben zu nehmen, um der Schande zu entgehen? Hier gilt, sich die Grundsätze der katholischen Sittenlehre gegenwärtig zu halten. Es ist niemals erlaubt, sich selbst direkt und auf eigene Autorität hin zu töten. Der Selbstmord ist immer unerlaubt. Denn nur Gott hat ein volles Eigentum über das Leben des Menschen. Das gegenwärtige Leben ist für den Menschen der Stand, in dem er Gott dienen, seinen Geboten sich unterwerfen und sie erfüllen soll, wofür er ewigen Lohn erlangt. Nun kann es aber niemals in der Gewalt des Menschen liegen, die Zeit des Dienens nach seinem Gutdünken zu beendigen, noch viel weniger, sich den ihm etwa lästigen Geboten straflos und nach Gutdünken zu entziehen. Im Selbstmord liegt weiter ein Unrecht gegen die Gesellschaft, in der jeder seine Stelle auszufüllen bestimmt ist. Das gilt auch von denen, die nach ihrer Meinung durch ihre Krankheit oder ihren Zustand den Mitmenschen nur zur Last sind. Nach der göttlichen Vorsehung sollen auch sie ihren

Platz aus, wenn auch nicht in selbsttätiger Art, sondern in leidender Art, und dadurch, daß sie dem Nebenmenschlichen Anlaß sind, wichtige Tugenden zu üben.

Wenn wir nun im Leben der Heiligen lesen, daß sie, wie Pelagia, sich geküßt haben, um ihre Keuschheit zu retten, oder weil sie fürchteten, sie würden die fürchtbaren Qualen der Peiniger nicht aushalten und in Gefahr kommen, von ihrem Glauben abzuweichen, dann müssen wir annehmen, entweder daß sie in gutem Glauben dies für erlaubt hielten, oder daß sie es auf Antrieb Gottes taten.

Es ist niemals erlaubt, sich das Leben zu nehmen, um einem Uebel zu entgehen, etwa der Beschämung, der Schande, der Bestrafung. Namentlich ist das in der Welt verbreitete verhängnisvolle Jertum zu bekämpfen, als ob die Ehre das höchste irdische Gut sei. Das vornehmste irdische Gut ist das Leben, nicht die Ehre. Wie verschieden wird das, was man als Ehre an sieht, von den Menschen beurteilt. Ein Hörer man die Bemerkung, wenn der vornehme Betrüger, Verführer, Verbrecher gefaßt wurde und seiner Bestrafung entgegensteht: „Der Feindling! Zum Revolver zu greifen war er zu feige!“ So urteilen sie, als ob es eine Deliktat sei, die Folgen seiner Tat von sich zu wälzen und allen Unannehmlichkeiten durch Selbstmord aus dem Wege zu gehen, während doch der wahre Heldennut darin besteht, auch im Unglück standzuhalten und alles anzubieten, um das frühere Geschehnis nach Möglichkeit zu sühnen.

Zu der Beurteilung eines Einzels (Selbstmordes) ist die Nächstenliebe nicht zu verfehlen, da man über die letzten Augenblicke eines Menschen keine Gewißheit hat, wie weit Verstand und Wille ungetrübt in Tätigkeit waren. „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“



Durch Maria gerettet

Von N. N.

Ein herrlicher Maientag! Klar stand die Sonne am blauen Firmament und warf mit ihren warmen Strahlen die lieblichen Kinder Floras aus dem Schlummer auf, den sie während der langen Wintermonate gehalten hatten. Auch die Reuschentinder lockte sie hinaus in die freie Natur, um es schien fast, als ob alles nur Freude und Glück atme. Doch dem war nicht so.

Die Jüge der beiden Frauengestalten, die dort in dem Kapellchen vor dem Bilde der heiligen Himmelkönigin knieten, trugen deutlich die Spuren von Kummer und Leid. Jetzt erhoben sich die andächtigen Beter, verließen das schlichte und doch so traute, fern vom Getriebe der Fabrikstadt am Waldebrande gelegene Kapellchen und schritten dem Forsthaufe zu, das sich am diesseitigen Ende der Stadt erhob. Schweigend gingen sie eine Weile nebeneinander her, dann sprach die Jüngere der Damen: „Heute ist's mir so eigen ums Herz, liebe Mutter. Immer und immer wieder taucht in mir der Gedanke auf, meine Marienmedaille in Vaters Rock einzunähen; vielleicht nimmt dann die liebe Gottesmutter den uns so Teuren unter ihren besondern Schutz.“

„Ein guter Gedanke, mein Kind, den wir heute noch verwirklichen wollen“, entgegnete die Ängerebete. „Ich glaube, die Himmelkönigin selbst hat ihn dir eingegeben. Auf sie wollen wir unser ganzes Vertrauen setzen. Wenn auch dein Vater am Glauben längst Schiffbruch gelitten hat, so scheint doch noch ein Fünkchen Liebe zur Gottesmutter in seinem Herzen zu sein; denn wie könnte man es sich sonst erklären, daß er sie zuweilen mit dem schönen Worte „O sanctissima“ begrüßt.“

Inzwischen waren Mutter und Tochter am Forsthaufe angelangt. Da der Oberförster von einem Gange in die Stadt noch nicht zurückgekommen war, benutzten sie seine Abwesen-

heit, um ihr Vorhaben auszuführen. Die Frau Oberförster holte ihres Gatten Waldmannsrock herbei, und Johanna holte eine Medaille mit dem Bildnisse der Unbesiegtten Empfindung und nähte sie so zwischen Oberzeug und Futter, daß ihr Vater, wenn er der Jagd oblag, das Bild der Himmelskönigin auf dem Herzen trug. Kaum hatte sie ihre Arbeit vollendet, als auch schon der Vater zurückkam. Herzlich begrüßte er Frau und Kind, und gewiß würde jeder Aueinge- weichte das glückliche Familienverhältnis der Bewohner des Forsthauses nicht im mindesten in Zweifel gezogen haben.

Inzwischen vergingen Sommer und Herbst, ohne daß sich eine Aenderung in der Gesinnung des Oberförsters vollzogen hätte.

Bereits hatte der Winter seinen Einzug gehalten und einen Schneetypich über die Erde gekehrt, als sich eines Nachmittags der Oberförster in den Wald begab. Doch heute hatte er kein Glück, obgleich frisch gefallener Schnee den Waldmann leicht auf die Spur des Wildes führt. So trat er den Heimweg an. Da auf einmal fiel ein Schuß. Sollten Wilderer ihr Unwesen treiben? Fürchtlos wie immer ging er der Richtung zu, aus welcher der Knall gekommen war. Und richtig! Dort knieten zwei Wildiebe am Boden, eifrig damit beschäftigt, den erlegten Rehbock in einen Sack zu stecken. „Dalt! Werda!“ erkante der Ruf des Oberförsters. Die erschrockenen Wilderer antworteten mit einem Schuß und ergriffen schleunigst die Flucht. Schwerverwundet stürzte der Oberförster zu Boden, unfähig, sich zu erheben. Aus der Wunde quoll das Blut und rieselte langsam auf den weißen Schnee. Der Oberförster war sich seiner traurigen Lage bewußt, rufen konnte er nicht, zudem war weit und breit niemand zu sehen. Er mußte also verbluten oder erfrieren. Eine furchtbare Todesangst erfaßte ihn; sein ganzes früheres Leben, in dem er so wenig an Gott und die Ewigkeit gedacht, zog an seinem Geiste vorüber und eine entsetzliche Verzweiflung bemächtigte sich seiner.

Wieder legte er die Hand auf die Wunde, als wollte er so das Blut stillen und das entfliehende Leben zurückhalten. Da fühlte er etwas Hartes, er zog es hervor und fand die Medaille, die ihm seine Tochter in den Rock genäht hatte. Sie war von der Kugel zerdrückt worden, hatte aber verhindert, daß der Schuß direkt ins Herz ging. Er wandte sie um und las die Aufschrift: „O Maria, ohne Sünde empfange, bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir nehmen.“

„Ja, bitte für mich“, entrang es sich den bleichen Lippen, „errette mich, o hehre Himmelskönigin, mich, den größten aller Sünder, und ich will dir dienen mein Leben lang.“

Mit aller Kraftanstrengung gelang es ihm, die Medaille bis an den Mund zu führen. Dann schweben die Sinne. Der Schnee aber wirbelte wiederum hernieder und bedeckte den Daliegenden wie mit einem Leichentuche.

An der Türe des Pfarrhauses wurde heutig geschellt. Ein Knecht vom Immenhof bat den Herrn Pfarrer, doch sofort zu seiner Herrin zu kommen, die plötzlich erkrankt sei. Augenblicklich folgte der pflichttreue Seelenhirt dem Rufe, nahm das heilige Del und das allerheiligste Sakrament und begab sich mit dem Kister auf den Weg, während der Knecht noch zum Arzte eilte. Da erblickten sie die Fußstapfen der Wilderer im Schnee, folgten denselben in der Meinung, den nächsten Fußpfad entdeckt zu haben, kamen aber an die Stelle, wo der Oberförster lag. Wären sie eine Stunde später gekommen, so hätten sie den Merkmast wohl nicht mehr unter dem Schnee wahrnehmen können. Schnell befreiten sie ihn von der kalten Decke und versuchten ihn ins Leben zurückzurufen. Wie zitterte das Herz des Priesters vor Freude, als er die Marienmedaille in den erkarrten Händen des früher so glaubenslosen Mannes erblickte!

Bald erschien auch der Arzt, in Begleitung des Anektes. Den Bemühungen des ersteren gelang es, den fast Erstarrten ins Bewußtsein zurückzurufen. Der erste Blick des Oberförsters fiel auf den Priester, und merklich hellten sich seine Züge auf; er wollte sprechen, doch er konnte nicht.

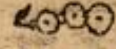
Da der Arzt große Lebensgefahr konstatierte, spendete ihm der Priester die hl. Sterbesakramente, was den Kranken sichtlich mit Freude erfüllte. Dann sehten Arzt und Priester ihren Weg fort, während die beiden andern den Kranken behutsam nach Hause brachten.

Wie groß war der Schreck von Mutter und Tochter, die keine Ahnung von dem Unglück gehabt hatten! Doch ertrugen sie mit echt christlicher Ergebung die schwere Prüfung, der Gottesmutter herzlich dankend, daß sie den Verirrten zum Glauben zurückgeführt hatte. Unter der sorgsamten Pflege, die ihm seine Frau und seine Tochter zuzuführen pflegten, erholte sich der Oberförster wieder; doch er war nicht mehr derselbe wie früher, aus einem glaubenslosen Manne war ein frommer und eifriger Verehrer Mariens geworden, die ihn so sichtlich gerettet hatte.



Was die hl. Messe einem Gelehrten ist

Der gelehrte Jurist Johann Friedrich Heinrich Schloffer, der im Jahre 1811 mit seiner Frau vom Protestantismus zur katholischen Kirche übergetreten war (1851 zu Frankfurt am Main), sagte einmal: „Niemandem kann ich die unendliche Fülle von Trost begreifen machen, die ich täglich aus der heiligen Messe, dieser unblutigen Feier des Todes Jesu Christi, im gläubigen Herzen schöpfe. Alle irdischen Gedanken ziehen sich zurück, meine sittlichen Kräfte leben auf wie matte Blumen im Morgentau, Christi Blut fühle ich geheimnisvoll und gnadenreich durch meine Seele rieseln. Nicht bloß alle Menschen, sondern alle Vögel des Himmels, alle Blätter an den Bäumen, alle Strahlen des Sonnenlichtes, alles, was atmet, grünt und leuchtet, muß ich anrufen, dem gütigsten Gott zu danken, welcher mich durch seinen Kreuzestod aus eigener Kraft in die Freiheit der Kinder Gottes geführt hat. Durch das heilige Abendmahl erhalte ich aus der Hand der Kirche die Gewißheit des lebendigen Gottes, der unter und in den Menschen wohnt.“



Friede!

O wie lange, lange, haben wir sehnsuchtsvoll dieses Wort ausgesprochen! Eine stille feige Frühlingshoffnung lebte in uns, ein neues Erwachen klang jauchzend durch die Seele.

Wie schön, wie einzig schön wird es sein, wenn der Bruder wieder in unserer Mitte ist, wie traulich, wenn der Vater in stillen Abendstunden mit den anderen im Zimmer weilt, sein Pfeiflein raucht und die Zeitung liest!

Wann werden die endlos langen Bernaudenzüge nicht mehr kommen, die den ganzen Jammer des Schlachtfeldes in die Heimat bringen?

Und die Gefangenen! Wie lange müssen sie noch hinter Drahtzäunen eingesperrt sein und die Freiheit, die herrliche, das Heim und die Mutter entbehren?

Wann werden die Tageszeitungen nicht mehr die Traueranzeigen mit dem eisernen Kreuzlein in der Mitte bringen?

Und all der andere Jammer!

„Mutter!“, hört ich einmal einen Jungen sagen, „wenn aber Friede ist, eh ich einen Laib Brot auf einmal!“ Du arme Jugend! Krieg! — Friede!

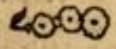
Wie haben wir feiner geharrt. Ein Paradies sah unsere Phantasie, ein Wunderland, in dem die Sonne des Glückes nie untergeht. — Friede! Wieviel Verzensnot, wieviel bange Zukunftsfragen hat er gebracht!

Deutschland, mein Deutschland, liebes Deutschland, arm bist du, man will dir dein Leben rauben!

Aber deine Seele nicht. Sei stark! Trage den Kummer, den der Friede bringt.

Mitten, tief in deiner Seele, steht dein Gott. Ein Volk, so heimlich gesucht wie deines, hat der Herr nicht aufgegeben. Tag für Tag schickt er seine Sonne, zeigt er seine rührende Liebe.

Wir wollen uns ein stilles Glück anbahnen, ein trautes Glück. Im eigenen soll der echte Friede sein, und niemand darf uns die Sonne rauben, die in unfer stilles Glück so hell und friedlich hineinleuchtet.



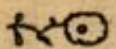
Die neue Erde

Daß im deutschen Lande noch soviel Hoffnung ist! Kredit contra spem in spem. „Es glaubt gegen die Hoffnung auf die Hoffnung hin.“ Nicht zwar das sonst so tugendstolze Bürgertum hofft, trotzdem es die Ernte eines reichen Jahrhunderts verlor, sondern die Proletarier hoffen, glauben, vertrauen, daß nun endlich die neue Erde aus dem Dunkel des Morgens herausrolle.

Zulezt unterstehen diese Massen unseres Volkes einem ungestillten Glückshunger. Der Mensch muß eben glücklich werden wollen. Aber dies Glück schaut so fremd aus den Augen. Man kann es mit einem Tagewerk von acht Stunden messen. Ein rüstiger Arbeiter kauft es sich für 18 Mark Tagelohn. Die Raffgier hängt diesem Glück sehr nah am Herzen, Terror und Mangel an Gewissen sind seine Freunde. Der Kapitalismus der unteren Schicht wächst wie Gift in seinen Schatten. Die Ehrfurchtlosigkeit und der jähe Bruch mit aller Vergangenheit nimmt ihm alle Stabilität. Viel vom Unheil geht auf die Fieberstunden unseres kranken Volkskörpers, gewiß.

Aber, Brüder, so kann die neue Erde nicht aussehen, das Glück schaut sehr fremd. Die Gefahr für unser Volk ist heute schwerer als im Sommer 1914. Damals galt es die Verteidigung, jetzt heißt es Neuschöpfung. Dafür brauchen wir dieselbe Einigkeit aller Volksgenossen wie damals. Wie damals die Proletarier sich den Daß gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung aus den Augen wickeln und unter Gewehr gingen, so muß heute unser Bürgertum im sozialen Geist der Neuzeit und aus der Kraft treuer Demokratie heraus den Proletariern die Hand reichen. Das Proletariat kann es nicht allein schaffen. Es braucht des Bürgertums Dienst und in vielen Dingen seine Führung. Es hat keine führenden Männer. Das ist ja der Jammer der Revolution: Trompeter genug, aber keine Feldherren. Agitatoren die Fülle, aber keine Staatsmänner. Das Neue, das geschaffen werden muß, ist etwas so Großes, daß sich alle Genialität aus dem ganzen Volk dazu sammeln muß. Daran sind unsere bürgerlichen Kreise noch reich.

Dazu tut auf beiden Seiten Selbstverleugnung not. Was die Proletarier an durch Generationen verschuldeter Verbitterung gegen das Bürgertum ausgediebt haben, das ist kaum noch zu tragen. Aber trägt es, Brüder. Was die Proletarier gelitten haben, das bezeugt ihr Haß! Aber bindet die wilden Hunde fest, Brüder. Nur Selbstverleugnung schafft die neue Erde. Der Geist war da, ehe die Erde ward. Der Geist des Opfers, des guten Willens, der verstehen, vergessen, tragen, helfen will, der muß erst über den Wassern unserer Trübsal schweben. Aus diesem Geist Christi kommt das Wort, das die neue Erde schafft. Christus, Christus steht zwischen euch, findet euch in ihm!



Beten allein hilft nicht. Denn Gott verlangt nicht nur, daß man seine Gnade anruft, sondern auch, daß man sie verbiene durch die gewissenhafte Benutzung der Fähigkeiten die er uns gegeben hat.

Robinetta

Roman von Kate Douglas Wiggin.

(Nachdruck verboten.)

5) Es würden dann noch einige Stunden übrig bleiben für eine Wasserfahrt oder für einen Spazierritt auf den von grünen Seeden und wildwachsenden Blumen eingefassten Landwegen. Mark empfand ein fast kindisches Entzücken über solche Naturschönheiten.

Als er jetzt auf den glänzenden Flussspiegel hinabsah, sagte er sich nochmals: „Welch ein schöner Tag!“ Und er fügte hinzu: „Ich wollte, ich wäre verheiratet; jeder, der unter 80 ist, müßte es an einem solchen Tage sein!“

Erinnerungen an frühere Tage standen ihm plötzlich vor Augen. Vielleicht lag es an dem raschen Uebergang von der Lust und dem Warm London zu der durchsichtigen Klarheit des Wiltshires, dem melodischen weichen Gesang der Vögel und der traumgleichen Schönheit der vor ihm ausgebreiteten Landschaft, daß seine von Wolken und Rost zerfessene Vergangenheit sichtbar hervortrat. Von einem „Schau im Himmel“ war dort wenig zu hören — zumeist hatte es sich um Unfang oder Eitelkeit und noch Vergeres gehandelt. Er schaute sich — ach, wie heiß! — nach der Zeitlichkeit, sich einmal etwas vollkommen Idealem hingeben, um, im Greisenalter angelangt, eine abstrakte reine Erinnerung zu besitzen.

„Nein, ich habe niemals wahrhaft geliebt“, sagte er sich, „das muß ich Ehrlich zugeben. Vermutlich werde ich nie dazu gelangen, sondern schließlich aus irgend einem Grunde heiraten, mich nachher dann abwenden und am Ende meiner Tage auf mittelmäßige Art glücklich sein.“

„Eins, zwei, drei“, schlug drohend die Kirchenuhr in dem alten Turm — Lavendar fuhr zusammen und strich sich mit der Hand über die geblühenden Wangen. „Wenn ich mich recht entsinne, schlüßten sie spät in einem schrecklichen Hause, aber jetzt werden sie wohl fertig sein. Ich muß wirklich hineingehen und meine Gedanken sammeln. . . Die Gesichter, die erleuchtet werden sollen. Sind die gewöhnlichsten Sachen, abgesehen von dem Verkauf irgendeines kleinen Hauses, samt dem Stück Land, auf dem es steht. . . Ja, ja, ich erinnere mich.“

Wenige Minuten später betrat er mit lächelnder Miene das Wohnzimmer in Stoke Newell.

Mrs. de Trach ging ihm tatsächlich einige Schritte entgegen und begrüßte ihn weniger kühl, als es sonst ihre Art zu sein pflegte.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Mark. Dantes sagte mir, daß Sie es vorzögen, von der Station heraufzugehen.“

Mark richtete seinen freundlichen Blick auf Miss Smearson und hielt ihre knöchelige Hand fest zurück in der seinen. Es war eine lästige Gewohnheit, die ihm schon öfters Verlegenheiten bereitet hatte, daß er stets besonders gut gegen diejenigen zu sein pflegte, die ihm Leid antaten; diese Eigenschaft gab ihm etwas sehr Liebenswürdiges und auch Gefährliches.

„Nun, Mrs. de Trach, Sie wissen doch, daß ich der Vertreter meines Vaters bin, und daß wir erst die Geschäfte zu besprechen haben. Aber erst sagen Sie mir, wie geht es meinem jungen Freunde Carnaby?“

„Danke, mein Onkel hat eine schwere Halsentzündung. Sobald die Epidemien nach Portsmouth zurückkehren, soll er Krankenhaus erhalten.“

„Oh, mit einer Halsentzündung wird Carnaby sich nicht lange abgeben“, gab Lavendar heiter zurück.

„Es wäre mir lieber“, erwiderte Mrs. de Trach ernst, „wenn mein Onkel mehr Beweise von geistigem Fortschritt, als von körperlicher Gesundheit gäbe. Seine Briefe sind unorthographisch, schlecht geschrieben und schlecht stilisiert. Es sind die Briefe eines Schulknaben.“

„Und ist er das nicht eigentlich noch? Erst fünfzehn! Der geistige Fortschritt wird kommen, sogar zu bald für meinen Geschmack. Mir gefällt Carnaby, so wie er ist.“

Er hatte in vollkommener unbefangener Haltung neben seiner Wirtin Platz genommen. Gerade weil er sich ihr gegenüber viel herausnahm und keine Furcht besiegte, hatte Mrs. de Trach eine Vorliebe für ihn. Durch einen Wink entließ sie jetzt Miss Smearson.

„Wir haben ein Angebot für das Stück Land in Wiltshires erhalten“, sagte Lavendar, als sie allein waren.

Mrs. de Trach zuckte zusammen. „Die Tatsache hat nichts Erfreuliches für mich“, sagte sie trübe.

„Aber für uns, denn es ist ein ausgezeichnetes Angebot!“ versetzte der junge Mann lächelnd. „Wir haben die Verantwortung auf uns genommen, zum Verkauf zu raten, da wir ihn bei der gegenwärtigen finanziellen Lage Stoke Newells für unumgänglich notwendig hielten. Ein ganzes Jahr lang haben wir Anzeigen erlassen, und das kostet viel. Jetzt kam endlich ein tadelloses, wenn auch etwas seltsames Anerbieten.“

Lavendar entfaltete ein Altbündel, das von der üblichen roten Schur zusammengehalten wurde. „Ein Künstler“, fuhr er fort, „Waller, Mitglied der Akademie — Sie entsinnen sich des Namens?“

„Nein“, warf Mrs. de Trach mürrisch ein. „Nichtsdestoweniger ist er ein bekannter Maler, der sich zufällig gerade in der hiesigen Gegend mit den landschaftlichen Schön-

**Rühr dich und schaffe,
eh' die Zeit entflieht!
Es fallen dir nicht
in den Schoß die Gaben;
An dem nur, was du schaffst,
kannst du dich laben, —
Du selbst bist deines Glückes
Schmied!**

Geop. Böhmert.

heiten der Obstgärten befaßt hat. Er kennt Wiltshires seit langer Zeit und hatte im vergangenen Jahr einen großen Erfolg durch das Bild eines Pflanzenbauers, der vor einem der dortigen Häuser steht. Das Gemälde wurde für eine große Summe verkauft, und nun wünscht Waller, wie ich vermute, aus einiger gefühlvollen Anwendung das Häuschen zu erwerben und es als Sommerfrische und Atelier zu benutzen.“

„Er kann es nicht kaufen“, entgegnete Mrs. de Trach kampfbereit.

„Er kann es nicht kaufen ohne das Land“, betonte Mark in befähigendem Ton, „aber er ist gut bei Kasse und bereit, auch das Land zu nehmen, fast genau so viel, wie wir zu verkaufen wünschen; das Abkommen bedarf nur noch Ihrer Zustimmung. Die gebotene Summe ist ein Niehabendpreis, wie ihn nur ein Mann in überschwänglichster Stimmung zahlt. Ein solcher Preis wird niemals wieder für ein Stück Land in Wiltshires geboten werden.“

Mrs. de Trach lächelte verdrossen. Mark wartete nicht ohne Reugier auf ihre nächsten Worte. Er kam sich vor wie ein Ferkelknecht der guten, alten Zeit, der einem Juden den Zahn auszieht. Dieser Verkauf eines Grundstückes bedeutete für Mrs. de Trach eine bittere Bille, und zwar nicht ohne Ursache, denn es war der Anfang vom Ende, wie die Familiengedächtnisse wohl wußten. Seit der Regierung der Königin Elisabeth hatten stets de Trachs auf Stoke Newell gesessen, aber bald würde es keine de Trachs mehr auf Stoke Newell geben

— es sei denn, daß der junge Carnaby, sobald er mündig war, eine reiche Heirat machte, und das hatte noch kein de Trach getan.

„Das Land jenseits des Flusses“, sagte Mrs. de Trach endlich, „war das erste Land, das die de Trachs jemals besessen haben, aber ein großer Teil davon ging zur Zeit der Restauration verloren. . . Nun denn, lassen Sie auch dies verloren sein!“ fügte sie in hartem Tone hinzu.

Mark beglückwünschte sich dazu, daß Unentschiedenheit nicht zu den Eigenschaften der alten Dame gehöre, und seufzte erleichtert auf. „Mein Vater wünscht zu wissen, was Sie in betreff der alten Frau, der gegenwärtigen Pächterin des Grundstückes, zu tun gedenken.“

„Elisabeth Prettymann ist keine Pächterin“, lautete die läbliche Antwort; „sie bezahlt keine Pacht.“

„Das ist wahr, ich vergaß es; verzeihen Sie.“

„Glauben Sie nicht, daß ich damit einverstanden war“, fuhr Mrs. de Trach fort. „Das Bestreben, die kleinen Leute in ihrer Trägheit zu unterstützen, habe ich nie gebilligt. Diese Frau war während einiger Jahre die Kinderwärterin der jüngeren Schwester meines Vaters, die sich durch ihre Verbindung mit einem Amerikaner, namens Bean, ihrer Familie gänzlich entfremdete. Ich erkenne in diesem Anstand keinen Anspruch auf eine Pension irgendwelcher Art.“

„Aber Ihr Gemahl erkannte ihn an, glaube ich“, versetzte Mark ruhig.

Mrs. de Trach warf ihm einen entrüsteten Blick zu, dem er jedoch, ohne zu zucken, begegnete.

„Mein Mann handelte in dem falschen Glauben, daß Miss Prettymann arm sei, weil sie eine Witwe war! Sie besitzt aber im Gegenteil Verwandte, die sehr wohl imstande sind, sie zu ernähren. Ich bin seit längerer Zeit nicht mehr über dem Fluß gewesen, so daß die Angelegenheit mir aus der Erinnerung schwand und die Dinge geblieben sind, wie sie waren.“

„Das war kein großer Verlust, da das Haus in seinem jetzigen Zustand für jeden anderen Mieter völlig unbenutzbar war. Was nun die Prettymann anbelangt: ist es Ihre Absicht, ihr die Wohnung zu kündigen?“

„Selbstverständlich. Das Haus wird nun anderweitig gebraucht, und sie hat es schon allzulange benutzt.“

Die Lippen der Sprecherin schlossen sich über den Worten wie in einem Schraubstock.

Gott erbarme sich Elisabeth Prettymann! dachte Lavendar. In Stoke Newell geht Nacht vor Nacht, wie es scheint! Laut bemerkte er mir: „Nichtachtung auf die öffentliche Meinung gehörte niemals zu Ihren Schwächen, Mrs. de Trach; aber ich möchte Ihnen raten, zu bedenken, ob Sie nicht Mrs. Prettymann irgendeine Entschädigung für den Verlust des Hauses zukommen lassen wollen.“

„Wenn Sie mir beweisen, daß die Frau einen gesetzlichen Anspruch darauf erheben kann, will ich die Frage in Betracht ziehen, sonst nicht“, entgegnete Mrs. de Trach in so abweisendem Ton, daß Lavendar beschloß, die Frage für jetzt fallen zu lassen.

„Unsere Firma wird Ihre Wünsche Mrs. Prettymann brieflich mitteilen.“

„Elisabeth Prettymann kann nicht lesen“, erwiderte Mrs. de Trach scharf, „es muß ihr mündlich mitgeteilt werden, und je eher desto besser.“

„Gut denn, Mrs. de Trach“, meinte Lavendar, mit einem kurzen Anlachen, „mir ist alles recht, vorausgesetzt, daß ich nicht derjenige sein soll, der es ihr sagt. Ich verkäre offen, daß mir diese Aufgabe nicht liegen würde, falls ihr keine Entschädigung geboten wird.“

Mrs. de Trachs Gesichtszüge nahmen einen so harten Ausdruck an, wie selbst sie ihn nur selten zeigte.

„Anscheinend bin ich weniger weichherzig als Sie“, bemerkte sie bitter. „Wenn ich es für nötig halte, werde ich selber mit der Prettymann sprechen.“

Zottl. folgt.